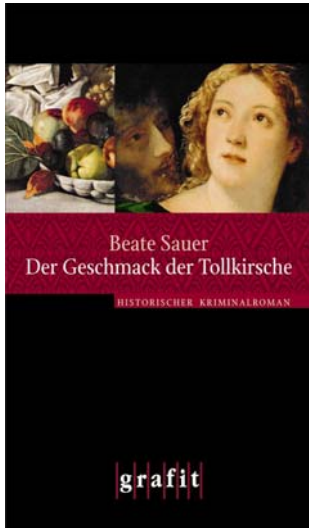


Leseprobe aus:

Beate Sauer
Der Geschmack der Tollkirsche
Historischer Kriminalroman



Der Tod war Quintus kein Unbekannter. Einige Male war er ihm während seiner Zeit bei den Hilfstruppen nahe gewesen. Als Quintus jetzt in der gewitterigen Augustnacht bemerkte, dass ein junges Schaf aus dem Pferch auf einer der oberen Weiden verschwunden war, ahnte er nicht, dass ihn ausgerechnet dieser gewöhnliche Vorfall das Leben kosten würde.

Ein Dunstschleier bedeckte den Himmel. Trotzdem verbreitete der Vollmond ausreichend Licht. Quintus vergewisserte sich, dass kein weiteres Schaf fehlte, und füllte die Kuhle unter dem Querholz des Gatters mit ein paar großen Feldsteinen. Anschließend wies er Burrus – der kalbsgroße Hund hatte hechelnd neben ihm gewartet –, an, nach dem entlaufenen Tier zu suchen.

Während er dem Hund quer über eine abschüssige Wiese folgte, empfand Quintus, wie so oft, wenn er auf seinem Besitz unterwegs war, Stolz und Zufriedenheit. Mittlerweile waren zwei Jahre vergangen, seit er im dreizehnten Regierungsjahr Kaiser Domitians seinen Dienst bei der Armee hatte quittieren können. Die letzte Zeit bei den Hilfstruppen hatte er ganz in der Nähe in einem Kastell an der germanischen Grenze verbracht. Er mochte die vielfach wilde

Gegend, die in steilen Hügelketten zum Rhenus hin abfiel. Da Fausta, seine Frau, einverstanden gewesen war, hatte er sich das Land, das ihm nach den fünfundzwanzig Dienstjahren als Lohn zustand, im Grenzgebiet zuweisen lassen.

Inzwischen hatten sie zusammen mit ihren drei Sklaven ein bescheidenes Wohnhaus, eine Scheune sowie einen Schweine- und Ziegenstall errichtet. Und vor Kurzem hatte er Backsteine gekauft, um eine Wasserleitung zu bauen, die vom Bach bis zum Haus reichen sollte.

Quintus blickte zu den Feldern, auf denen die fast reife Gerste und der Weizen wuchsen. Vorhin hatte ein Wetterleuchten den südlichen Horizont erhellt und nun fuhr ein Windstoß peitschend in das Getreide. Mochten die Götter ihm gnädig sein und verhindern, dass Hagel und heftige Regengüsse die Mühen eines ganzen Jahres zunichte machten!

Mittlerweile hatten er und sein Hund den Waldrand erreicht. Der frühere Soldat bückte sich unter den Zweigen hindurch. Burrus schnüffelte, nahm dann wieder die Spur auf und bahnte sich geschickt seinen Weg durch das Unterholz. Quintus fühlte, wie ihm der Schweiß den Rücken hinabrannte. Hoffentlich fanden sie das Schaf, ehe das Gewitter losbrach. Es war kein Spaß, von einem Unwetter im Wald überrascht zu werden.

Burrus war ein Stück hangabwärts gelaufen und schlängelte sich an einigen jungen Nadelbäumen vorbei, die einen intensiven, harzigen Geruch verströmten. Quintus spürte mehr, als dass er es sah, wie ihr Weg wieder bergauf führte. Erneut ein heftiger Windstoß, der die Zweige erzittern ließ. In das Rauschen der Blätter mischte sich ein anderer Laut. Ein klägliches Mähen. »Gut gemacht!« Er klopfte dem Hund auf den Rücken.

Nachdem sie sich durch dornige Büsche gekämpft hatten, ertönte ein weiteres Mal das Mähen. Jetzt ganz nahe. Schwanzwedelnd blieb Burrus vor einigen Sträuchern stehen, zwischen denen etwas weißlich Schimmerndes festgeklemmt war. Quintus bückte sich und versuchte, das Jungtier mit seinen Händen zu befreien. Doch die Dornen hatten sich so fest in dem wolligen Fell verhakt, dass er zu seinem Messer greifen und es losschneiden musste.

»Dummes Vieh! Das wird dir hoffentlich eine Lehre sein.« Quintus hatte sich das Schaf eben auf die Schultern geladen, als er Burrus leise knurren hörte. Zuerst dachte er, der Hund reagiere auf ein Tier im Unterholz, und wollte ihn zu sich rufen. Doch als sich das Knurren steigerte, blieb er lauschend stehen. Ein dumpfes Geräusch drang an sein Ohr, als ob viele Pferdehufe auf einem weichen Untergrund trappelten. Unweit verlief ein Hohlweg. Wahrscheinlich eine Gruppe von Soldaten, die aus welchen Gründen auch immer in dieser Nacht im Wald unterwegs waren. Quintus zögerte. Wieder zuckte ein Wetterleuchten über den Himmel. Wenn er vor Ausbruch des Gewitters seinen Hof erreichen wollte, musste er sich beeilen.

Andererseits – Soldaten benutzten normalerweise nicht diesen abseits gelegenen, schmalen und steinigen Pfad. Es gab weitaus besser gebahnte Wege. Was, wenn mit diesen Reitern etwas nicht stimmte? Wenn es sich gar um feindliche Eindringlinge handelte? Gewiss, seit einigen Jahren war es an der Grenze ruhig geblieben. Aber dies konnte sich nur zu schnell ändern und die Besatzungen der Wachtürme konnten überrannt werden. Nein, er war es sich, seinen früheren Waffengefährten und seinen Nachbarn im Grenzgebiet schuldig, nach dem Rechten zu sehen.

Quintus befahl dem Hund, an seiner Seite zu bleiben, und arbeitete sich vorsichtig in Richtung des Hohlwegs voran. Wenigstens war das junge Schaf so erschöpft, dass es reglos und ohne einen Laut auszustoßen, über seinen Schultern hing. Als sie sich oberhalb des tief eingeschnittenen Weges befanden, stieß Burrus wieder ein leises Knurren aus. Das Trappeln von Pferdehufen war nun ganz deutlich zu hören. Inzwischen hatte sich der Himmel so weit zugezogen, dass der Mond kaum noch Licht spendete. Dennoch konnte Quintus schemenhaft einen Trupp Männer erkennen, die von der Grenze her zu Tal ritten.

Handelte es sich vielleicht doch um Soldaten? Ein Blitz, der für die Dauer eines Wimpernschlags den Wald in gleißende Helligkeit tauchte, enthob ihn jeden Zweifels. Die Männer trugen germanische Tracht.

Quintus' Gedanken wirbelten durcheinander, während er sich gleichzeitig seltsam ruhig fühlte, wie vor einem bevorstehenden Gefecht. Die Eindringlinge mussten die Besatzung von mindestens einem Wachturm überwältigt haben. Andernfalls hätten sie beim Passieren der Grenze ein Signal ausgelöst. Es war seine Pflicht, umgehend das nächstgelegene Kastell zu verständigen.

Quintus ließ das Schaf zu Boden gleiten und hastete geduckt davon. Ob es die Germanen auf die umliegenden Höfe abgesehen hatten? Er hoffte inständig, dass Fausta und die Sklaven angesichts des aufziehenden Gewitters besonders wachsam waren.

Der ehemalige Soldat hatte den Rand einer kleinen Lichtung erreicht, als Burrus erneut laut und drohend zu knurren begann. Ein Mann trat zwischen den Bäumen hervor und auf sie zu. Quintus' Hand zuckte zu dem Messer, das er an sei-

nem Gürtel trug. Doch zu seiner grenzenlosen Erleichterung erkannte er nun den schattenhaften Umriss eines Helmbuschs und eines weiten Mantels. Der Mann war ein römischer Offizier, kein Feind! Er würde ihm berichten, was er beobachtet hatte, und sich danach unverzüglich zu seinem Hof aufmachen.

»Herr, Germanen sind auf römisches Gebiet vorgedrungen! Ich habe sie eben im Hohlweg entdeckt.«

Der Offizier war bis auf wenige Schritte an Hund und Herr herangekommen. Quintus nahm wahr, wie der andere eine rasche Bewegung ausführte. Neben ihm stieß Burrus ein schrilles Jaulen aus, das gleich darauf in ein ersticktes Röcheln überging. Ohne recht zu begreifen, was geschah, fasste Quintus nach seinem Messer. Aber schon traf ihn die Waffe des Offiziers zwischen den Rippen. Der frühere Soldat sackte zu Boden.

Fausta ... Der Hof, auf dem noch so viel Arbeit auf ihn wartete ...

Taumelnd gelang es ihm, sich auf die Knie zu stemmen. Wieder führte sein Gegner eine schnelle Bewegung aus. Mit letzter Kraft riss Quintus abwehrend die Arme hoch. Zu spät. Das Schwert des Mannes fuhr ihm erneut tief in die Brust. Quintus stieß ein ersticktes Wimmern aus. Das Messer entglitt seiner Hand und er brach zusammen.

Er musste das Schaf finden. Fausta und er konnten es sich nicht leisten, ein Tier zu verlieren. Warum wollte ihm sein Körper nicht gehorchen? Und woher kam dieser entsetzliche Schmerz? Die Dunkelheit um Quintus herum wich einer blendenden Helligkeit. Ein seltsames, metallisch glänzendes Gesicht beugte sich über ihn. Mit einer letzten Anstrengung seines schwindenden Bewusstseins erkannte Quintus, dass

eine römische Reitermaske auf ihn herabschaute. Alles um ihn herum verschwamm. Der leicht gebogene Mund der Maske, der ihn anzulächeln schien, war das Letzte, was Quintus sah, ehe er starb.

Was für eine Hitze! Arria, eine kleine, drahtige Frau Anfang zwanzig, die ihr widerspenstiges rotblondes Haar zu einem dicken Zopf gebunden hatte, strich sich mit dem Unterarm über die verschwitzte Stirn. Obwohl es mittlerweile schon September und der Tag noch nicht lange angebrochen war, beherrschte eine drückende Schwüle die Gegend um Cruciniacum.

Die feuchtwarme Luft verstärkte die Gerüche, die wie ein dicker Schleier über dem Wirtschaftshof der Villa hingen. Beißender Rauch stieg von den Feuern am Rande des Hofes auf und quoll aus der Türöffnung und den Fenstern der Küche. In ihn mischte sich der metallische Geruch von Blut – an langen, groben Holztischen verarbeiteten Sklaven geschlachtetes Vieh und Geflügel –, außerdem die süßlichen Aromen von Honig, Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Feigen sowie die Düfte verschiedener Kräuter und Gewürze. Liebstöckel, Thymian und Zimt waren davon die hervorstechendsten.

Arria gab Myrtenbeeren und Kümmel in einen Mörser. Während sie die Gewürze zerstiess, ließ sie ihren Blick über den Hof wandern. Die Sklavinnen, die sie damit beauftragt hatte, Wachteln zu rupfen, kamen mit ihrer Arbeit gut vo-

ran. Einige Dutzend der kleinen, rosa Vogelkörper lagen bereits vor ihnen auf den Tischbrettern. Erleichtert stellte Arria fest, dass dies auch auf das übrige Geflügel zutraf: Die meisten der Gänse, Rebhühner und Enten, die am Abend beim Gastmahl des Hausherrn Claudius serviert werden sollten – mit diesem Mahl feierte der reiche römische Patrizierspross seinen Amtsantritt als Tribunus Laticlavii der Legio XIV Gemina Martia Victrix in Mogontiacum –, waren von den Federn befreit und abgesengt. Die Jungen allerdings, die Zwiebeln, Zucchini, Gurken und Äpfel klein schnitten, waren mit ihrer Arbeit im Verzug und mussten angetrieben werden. Außerdem sollte sie nach dem Fleisch sehen, das auf den beiden Küchenherden garte. Und die Haselmäuse ... Keiner der Sklaven hatte bislang damit begonnen, die Haselmäuse zu häuten.

Arria wehrte einige Fliegen ab, die sie umkreisten, ehe sie nach einer Tonschüssel griff. In die sämige Flüssigkeit, die aus Weißwein, Rosinen und Honig bestand, gab sie die zerstoßenen Myrtenbeeren sowie den Kümmel. Nachdem sie anschließend klein gehackte Kräuter in die Tunke gestreut und sie mit Olivenöl, Essig und Liquamen abgeschmeckt hatte, winkte sie einen jungen Sklaven herbei.

»Bring die Schüssel in den Keller unter der Küche. Und dann kümmere dich darum, dass noch zwei oder drei Feuer am Hofrand entfacht werden. Sonst fressen uns die Fliegen auf.«

Der Sklave nickte wortlos und griff nach dem Gefäß.

Arria hastete weiter, zu den Jungen, die das Gemüse schnitten, und wies sie an, sich mehr zu beeilen. Um ihnen die Aufgabe schmackhaft zu machen, versprach sie den Buben nach getaner Arbeit je einen Apfel. Eine gerechte Be-

lohnung, die der Hausherr, wie sie fand, ohne Weiteres verschmerzen konnte. Anschließend begutachtete sie einen Teig für Mostbrötchen und beauftragte drei Sklavinnen damit, die Haselmäuse zu töten und zu häuten.

Als Arria die niedrige Küche betrat, schlug ihr eine Wolke aus Hitze und Rauch entgegen und der intensive Geruch von gesottenem Fleisch nahm ihr fast den Atem. Die Sklaven, die hier arbeiteten, hatten ihre Tuniken bis zu den Hüften hinabgelassen und ihre nackten Leiber und Arme glänzten von Schweiß. Auf zwei Herden, die mit glühenden Kohlen bedeckt waren, garten Lämmer und Ziegen in großen Bronze- und Tontöpfen. Arria führte einen spitzen Metallstift in das Fleisch. Weder die Lämmer noch die Ziegen waren ausreichend gegart. Alles musste noch eine Weile vor sich hin köcheln, ehe die Speisen in einen der kühlen Vorratskeller gebracht werden konnten. Erst am Nachmittag würde das Fleisch dann auf Spießern oder Rosten fertig gebraten werden.

Nachdem Arria entsprechende Anweisungen erteilt hatte, bückte sie sich unter dem Türsturz hindurch und trat wieder nach draußen. Sie vergegenwärtigte sich die Menge der Spanferkel, Wildschweine, Rehe und Hirschteile, die Platz am Bratspieß oder Rost benötigte. Und dann noch das Geflügel ... Ob die Feuerstellen, die sie zusätzlich auf dem Hof vorbereitet hatte, tatsächlich ausreichen würden?

Zu den etwa hundert Gästen, die Claudius, der Hausherr, geladen hatte, gehörten die Reichsten und Vornehmsten der obergermanischen Provinz. Selbst der Statthalter und der Finanzprokurator würden anwesend sein. Außerdem hohe Offiziere der Legio XIV Gemina Martia Victrix sowie der im Umland gelegenen Auxiliar-Kastelle. Und die Sklaven der Geladenen wollten auch essen. Es wird alles gut gehen!,

redete sich Arria zu. Sie hatte zwar noch nie eine derart illustre Gästeschar bekocht, aber es war immerhin nicht das erste Festmahl, für das sie die Verantwortung trug.

Arria setzte an, den Hof zu überqueren und einigen Sklaven zu befehlen, große Leinwandsegel aufzuspannen, denn ohne Schatten würde die Arbeit im Freien bald unerträglich werden. Doch ein Hauch von frischer, kühler Luft ließ sie innehalten. Schnell trat sie an das steinerne Wasserbecken, das durch ein Rohr von der Küche her gespeist wurde. Sie tauchte ihre Hände in das Nass und benetzte ihr Gesicht, das mit seiner breiten Stirn, den intensiven grünen Augen und dem spitzen Kinn ein wenig katzenhaft wirkte.

Noch zwei, drei Tage, dachte Arria. Dann werden die Gäste des Hausherrn wieder abreisen und ich kann in die Augusta Treverorum zurückkehren. In der Stadt an der Mosella wartete ihre Taberna auf sie. Eine schmale Gaststube mit, wie es üblich war, in die gemauerte Theke eingelassenen Vertiefungen. Darin würden die diversen Speisen ihren Platz finden – gewürzte Oliven, Linsen- und Bohnengerichte und Fleischragouts. Über der Gaststube befanden sich drei Zimmer für Reisende. Die Taberna war ihr Versuch, einen neuen Anfang zu wagen und mit einem Leben ohne Clovis, ihren toten Ehemann, zurechtzukommen.

Wenn sie nicht Cornelius Primus einen Gefallen schuldig gewesen wäre und wenn sie nicht dringend Geld gebraucht hätte, hätte sie den Auftrag, für das Gastmahl zu kochen, nicht angenommen. Zwei Wochen schlimmer Plackerei lagen hinter ihr. Außerdem hasste sie es, anderen Menschen zu dienen.

Cornelius, der ein Handelshaus in der Augusta Treverorum unterhielt, war ihr Bürge. Fast jede Frau im Imperium

Romanum bedurfte eines Bürgen, wenn sie ein Geschäft eröffnen wollte. Als Cornelius vor etwa einem Monat Octavia, der Frau des Hausherrn, feine Seidenstoffe und Goldschmuck präsentiert hatte, hatte er erfahren, dass Claudius' erster Koch am Vortag gestorben war. Eine ärgerliche Angelegenheit, benötigte es doch Können und Erfahrung, um ein großes Gastmahl vorzubereiten. Cornelius hatte Arria als Ersatz angepriesen – es konnte nie schaden, sich einen Tribunus Laticlavus und künftigen Statthalter geneigt zu machen – und sie hatte dieser Empfehlung nicht widersprechen können.

Immerhin, ging es Arria durch den Kopf, während sie noch einmal ihre Hände in das Wasser tauchte und die Kühle auf ihrer Haut genoss, zahlte Claudius nicht schlecht. Und sie konnte das Geld gut gebrauchen. Clovis war im letzten Herbst mit einigen Wagen voller feiner Stoffe, Keramik und Schmuck in das Gebiet jenseits der römischen Grenze aufgebrochen, in das Gebiet der Chatten. Nur wenige Knechte hatten den Überfall der Chatten überlebt und Clovis' Leiche zu Arria zurückgebracht. Daraufhin hatte sie den Hof, den sie von ihrem Vater, einem ehemaligen Soldaten der Hilfstruppen, geerbt hatte, verkaufen müssen. Denn die Handelsgüter waren größtenteils auf Kredit erworben gewesen.

Clovis ... Sie wollte nicht an ihn denken. Trotzdem sah sie den großen, rothaarigen Mann, der stets voller Pläne und stets bereit gewesen war, alles auf eine Karte zu setzen, nur zu deutlich vor sich. Ein Träumer und Abenteurer, den es nie lange an einem Ort gehalten hatte. Immer hatte er sich danach gesehnt, in ferne Gegenden zu reisen. Großherzig, verrückt und voller Lebensfreude war er gewesen. Einer Lebensfreude, die auf jeden in seiner Umgebung abgestrahlt

hatte. Arria war wütend auf Clovis, dass er diesen Handelzug unternommen hatte, und ebenso zornig auf sich, dass sie ihn hatte gehen lassen. Es verging kein Tag, an dem sie ihn nicht vermisste.

»Hieron ist eben zurückgekommen.« Arria schreckte auf. Einer der Sklaven – er hieß, glaubte sie sich zu erinnern, Lucius – war neben sie getreten. »Er wartet am Weg vor der Villa und lässt fragen, in welchen Keller die Waren gebracht werden sollen.«

»Danke. Ich sage es Hieron selbst.« Arria eilte über den Hof.

Hieron war der zweite Koch, ein alter, geduldiger Sklave griechischer Abstammung, der, so kam es Arria manchmal vor, an irgendeinem geheimen Kummer trug. Falls es ihn gekränkt haben sollte, dass der Hausherr und dessen Gattin Octavia ihm nicht zutrauten, ein luxuriöses Gastmahl auszurichten, hatte er es Arria nie spüren lassen. Stattdessen hatte er sie uneigennützig unterstützt und ihr geholfen, die Fallstricke zu vermeiden, die jeder große Haushalt in sich barg. Sie mochte ihn und vertraute ihm. Deshalb hatte sie ihn auch nach Bingham geschickt, um dort frische Austern und Muscheln zu erwerben – Delikatessen, die in den heißen Monaten in Nachtransporten von der Nordsee in den Süden der Provinzen gebracht wurden und an den Tafeln der Reichen nicht fehlen durften, genauso wenig wie Feigen, Datteln, erlesene alte Weine und besonders teure Sorten Liquamen.

Arria war ein kurzes Stück am dreistöckigen östlichen Flügel der Villa entlanggelaufen, als ihr ein etwa zehn Jahre altes Sklavenmädchen entgegenkam. Nonia, so hieß das Mädchen, war klein und zierlich und ihre braunen Augen

mit den langen Wimpern schienen viel zu groß für ihr schmales Gesicht. Sie strahlte eine Zerbrechlichkeit aus, die Arria schon beim ersten Mal, als sie ihr begegnet war, berührt hatte. Verwundert bemerkte sie, dass das Kind weinte. Trotz ihrer Hast blieb die Köchin stehen und fasste es an der Schulter.

»Was ist geschehen?«

Nonia schluchzte und fuhr sich mit dem Unterarm über die tränenfeuchten Wangen. »Ich ... ich habe einem Gast Wasser, Brot, Käse und Oliven gebracht ... Auf sein Zimmer ...« Sie hob den Kopf und warf einen scheuen Blick auf das strahlend weiß gestrichene Gebäude. »Und dabei ... Ich bin gestolpert. Der Krug ist umgefallen und das Wasser auf ein Schriftstück gespritzt. Der Gast wurde sehr böse ...«

»Hat er dich geschlagen?«

»Nein ...« Nonia schluchzte wieder auf. »Aber er hat fürchterlich mit mir geschimpft.«

Arria seufzte. Wenn der Gast in der Villa untergebracht war und nicht in einem der Nebengebäude oder Zelte, die im Garten aufgestellt worden waren, bedeutete das, dass er entweder zu den vornehmsten Gästen oder zu den engen Freunden des Hausherrn zählte. Wenn er sich über Nonia beschwerte, konnte das unangenehme Folgen für das Kind haben. Vitellus, der Sklavenaufseher, war zwar nicht grausam, aber streng.

»Ich versuche, bei dem Gast ein gutes Wort für dich einzulegen«, versprach sie kurz entschlossen.

»Wirklich?« Nonias Augen leuchteten vertrauensvoll auf.

»Ja. Sag mir, wo sich das Zimmer des Gastes befindet.«

Nonia beschrieb den Weg, während sich Arria das schmutzige Tuch, das sie über ihrem hennafarbenen, nach

keltischer Art an der Schulter mit einer Fibel zusammengefassten Obergewand trug, losband. Nachdem sie dem Kind die Schürze gereicht hatte, ging sie auf den nahen Nebeneingang des Haupthauses zu.

Von dem weiß gekalkten Vorraum zweigte eine schmale Steintreppe ab. Arria folgte den Stufen hinauf in den zweiten Stock. Sie stieß eine schwere Tür auf und stand in einem breiten Gang, dessen in blaugrüner Farbe gehaltene Wände Pflanzenmalereien schmückten. Die Läden vor den hohen Fenstern waren geschlossen. Angenehme Kühle schlug Arria entgegen. Während sie die langen Flure entlangschritt, konnte sie vom Innenhof her das leise Rauschen der Brunnen hören.

Als Arria den westlichen Teil des Gebäudes erreicht hatte, schaute sie sich suchend um. Ganz in ihrer Nähe stand eine der hohen Kassetten Türen einen Spaltbreit offen. Im Innern des Raums saß in einem Korbstuhl ein schlanker, sehniger Mann, der vielleicht ein halbes Dutzend Jahre älter als sie selbst sein mochte. Er trug eine helle Tunika. Sein Blick war auf eine kleine Papyrusrolle gerichtet, die er in der linken Hand hielt. Die Haut des Mannes war olivfarben und seine kurz geschnittenen Haare tiefschwarz. Sein Gesicht mit den scharfen Zügen und der schmalen, gekrümmten Nase wirkte arrogant. Unzweifelhaft ein Römer, dessen Familie seit Jahrhunderten in der Urbs selbst oder deren Umland beheimatet war. Eine Familie, die seit Generationen daran Anteil hatte, die Macht des Imperiums zu mehren und zu sichern – auf welche Weise auch immer.

Arria dachte selten darüber nach, dass sie über ihren Vater, der seine fünfundzwanzig Jahre als Soldat in den Hilfstruppen gedient hatte, das römische Bürgerrecht besaß. In

diesem Moment wurde ihr aber wieder klar, dass sie von einem wirklichen Civis der Urbs ohnehin immer Welten trennen würden.

Als hätte der Mann Arrias Blick gespürt, schaute er auf. Seine dunklen Augenbrauen zogen sich kaum merklich zusammen.

»Verzeih, Herr, dass ich dich störe.« Arria trat einen Schritt vor. »Ich möchte mich für das Mädchen Nonia entschuldigen. Sie sagte, dass sie ein Schriftstück beschädigt habe. Es tut ihr sehr leid.«

»Dann bist du also für diesen kleinen Tölpel verantwortlich.« Der Mann musterte sie unfreundlich.

»Ja, Herr.« Eigentlich war Vitellus für Nonia verantwortlich, aber das tat, entschied Arria, jetzt nichts zur Sache.

»Du solltest besser auf das Verhalten der dir Unterstellten achten!« Die Fingerspitzen seiner linken Hand trommelten leicht auf die Papyrusrolle. Seine Stimme klang schneidend.

»Gewiss, Herr.« Arria kämpfte den Zorn nieder, der in ihr aufsteigen wollte. Auf einem Stuhl im Hintergrund des schattigen Raums bemerkte sie einen tiefroten, ein wenig abgewetzten Mantel. Mäntel dieser Farbe und dieses Schnittes hatten sie fast ihr ganzes Leben lang begleitet. Wie kommt es, dass Claudius einen einfachen Zenturio wie einen seiner vornehmsten Gäste behandelt?, fragte sie sich verwundert.

»Auch ein Kind sollte in der Lage sein, einen Wasserkrug abzustellen, ohne ihn über einem Brief auszuleeren.«

»Sicher, Herr.« Sie zwang sich, ihre Stimme demütig klingen zu lassen. »Wenn du mich jetzt bitte entschuldigen würdest. Ich muss mich um die Vorbereitung des Gastmahls kümmern. Und Nonia bedauert ihren Fehler wirklich sehr. Ein solcher wird ihr nicht noch einmal unterlaufen.«

Der Römer betrachtete sie kühl. »Du bist Köchin in Claudius' Haushalt?«

»Ja ... Für die Dauer des Gastmahls.«

»Ich hoffe, dass du dich aufs Kochen besser verstehst als auf die Zucht der dir anvertrauten Sklaven.«

Arria verlor die Beherrschung. »Wohlschmeckender als das Essen bei den Legionen sind meine Speisen allemal«, platzte sie heraus.

Der Gast vollführte eine aufgebrachte Geste mit der linken Hand und beugte sich vor. Bisher war seine rechte Körperseite nicht in Arrias Blickfeld gewesen. Jetzt sah sie, dass sein rechter Arm reglos am Körper hing, wie der gebrochene Flügel eines Vogels. Dass sich Verwunderung, Erschrecken und auch Mitleid auf ihrem Gesicht abzeichneten, begriff sie erst, als ihr Blick den des Mannes traf. Die kalte Wut, die in seinen Augen aufleuchtete, traf sie wie ein Schlag und ließ sie zurückweichen. Sie neigte den Kopf, murmelte eine Entschuldigung und verließ hastig den Raum.

Hieron hatte den großen Karren, mit dem er die Waren während der Nacht von Bingium nach Cruciniacum transportiert hatte, auf der Vorderseite des Hauptgebäudes abgestellt, wo eine mächtige marmorne Freitreppe zum Portal hinaufführte. Hier, auf der nördlichen Seite der Villa, war es zumindest schattig.

Der Sklave saß auf dem Boden, den Rücken gegen eines der Karrenräder gelehnt. Die tief liegenden Augen in seinem gebräunten, von Falten durchzogenen Gesicht waren geschlossen. Arria schätzte, dass Hieron schon fünfzig Jahre oder älter war, denn sein dichtes Haar war eisgrau. Trotzdem wirkte sein gedrungener Körper kräftig. Als die Köchin

bis auf wenige Schritte herangekommen war, bedachte sie der Esel, der immer noch vor den Karren gespannt war, mit einem misstrauischen Blick und seine langen Ohren zuckten gereizt.

Hieron, der ihre Schritte gehört hatte, erhob sich ein wenig schwankend und nickte ihr zu. »Es ist alles gut gegangen. Ein Händler hat versucht, mich mit dem Preis für das Liquamen übers Ohr zu hauen. Aber das ist ihm nicht gelungen. Und während der Nacht war es glücklicherweise einigermaßen kühl.«

»Ich bin wirklich froh, dass du zurück bist.« Arria wies auf den Karren, der mit Amphoren, Lederschläuchen und Körben beladen war. »Es wird immer heißer. Wir werden jede einzelne Auster und Muschel überprüfen müssen.«

»Ja, denn es wäre überhaupt nicht gut, wenn sich einer der vornehmen Gäste den Magen verderben würde ...« Der Sklave lächelte müde.

»Das wäre es ganz und gar nicht«, bestätigte Arria trocken. »Lass uns die Waren erst einmal in einen der Keller auf der Vorderseite der Villa bringen. Die direkt beim Wirtschaftshof gelegenen sind schon voll.«

Hieron fasste nach dem Halfter des Esels, der jedoch unwillig mit dem Kopf ausschlug. Arria wollte dem Sklaven zu Hilfe kommen. Aber eine Bewegung auf dem Weg, der aus Richtung Cruciniacum auf die Villa zuführte, lenkte sie ab. Um die niedrige Hügelkette, die zwischen dem kleinen Ort und dem Anwesen des Tribuns lag, bog ein knappes Dutzend Reiter. Die meisten waren Bewaffnete, die anderen, den einfachen Tuniken nach zu schließen, Sklaven.

In ihrer Mitte ritt, auf einem edlen schwarzen Hengst, ein großer, massiger Mann, der um die vierzig Jahre alt sein

mochte. Ein kurz gestutzter brauner Bart umrahmte ein fleischiges Gesicht. Unter dem Bart waren ein aufgeworfenes Kinn und breite Lippen zu erkennen. Seine Tunika bestand aus einem feinen, roten Stoff und sein Ledergürtel sowie die Schwertschneide waren mit goldenen Verzierungen beschlagen.

»Weißt du, wer das ist?«, hörte Arria Hieron neben sich fragen.

»Ja«, Arria nickte. »Cassius, der Finanzprokurator der beiden germanischen Provinzen und der Belgica. Ich habe ihn einige Male in der Augusta Treverorum aus der Ferne gesehen. Er besitzt dort ein prächtiges Haus. Seine Villa im Umland der Stadt soll noch luxuriöser sein. Es wird gemunkelt, dass in beiden Anwesen unterschlagenes Geld steckt.«

Hieron schaute sie fragend an.

»Cassius lässt überhöhte Steuern von den Treverern einziehen – vielleicht weißt du, dass mein Mann und meine Mutter von den Treverern abstammen – und die Statthalter heißen dies gut!« Arria fühlte sich nicht als Trevererin, aber das Vorgehen des Prokurators und die Ignoranz der Statthalter empörten sie trotzdem.

Hierons Hand ruhte auf der Flanke des Esels, während sein Blick dem Finanzprokurator folgte. »Solange es ihre eigenen Belange nicht verletzt, kümmert die Mächtigen nie etwas.« Sein Gesicht wirkte müde und plötzlich viel älter, seine Stimme hatte einen bitteren Unterton.

»Manche treverischen Sippen begehren gegen die Steuern auf. An einigen Orten wurden die Eintreiber angegriffen und übel zugerichtet. Kein Wunder, dass Cassius mit einer Eskorte reitet.« Arria konnte zwar die Wut der Treverer nachvollziehen, aber sie wusste, dass die Revolte schlimme

Folgen für die Aufständischen haben konnte. Frowin, Clovis' älterer Bruder, war Häuptling einiger treverischer Dörfer, die etwa zwei Tagesritte nördlich der Augusta Treverorum lagen. Seit sie von den Unruhen gehört hatte, hatte sie sich häufig gefragt, ob auch er daran beteiligt war. Denn Frowin war Clovis sehr ähnlich und es würde zu ihm passen, sich in eine seiner Ansicht nach gerechte Sache zu stürzen, die ihn ohne Weiteres den Hals kosten konnte.

»Arria!«, hörte sie eine Kinderstimme ihren Namen rufen. Als sie den Kopf wandte, rannte Nonia auf sie zu. »Vitellus schickt mich«, brachte das Mädchen atemlos hervor. »Zwei der Küchensklaven ist in der Hitze schlecht geworden ...«

»Ich komme.« Arria seufzte. Mittlerweile hatte es sich in Claudius' Haus herumgesprochen, dass sie mit Kräutern nicht nur würzen, sondern sie auch geschickt als Heilmittel einsetzen konnte.

»Warte!« Hieron lächelte das Kind an. Er ließ den Halfter los, entfernte den Deckel von einem der Körbe, die auf dem Karren standen, und entnahm ihm zwei Feigen. »Hier ...« Er reichte die Früchte Nonia. »Aber lass dich damit nicht von Vitellus erwischen!«

Mit einer scheuen Gebärde nahm das Mädchen die Feigen entgegen und rannte davon.

»Hieron«, Arria berührte den Sklaven am Arm, »ein Gast hat sich über Nonia beschwert. Ich habe versucht, ihr zu helfen, aber ich fürchte, ich habe die Sache eher noch schlimmer gemacht.« Rasch erzählte sie ihm, was geschehen war. »Ich werde dafür sorgen, dass Nonia Vitellus während der nächsten ein, zwei Tage aus dem Weg gehen kann ...«

»Ich werde mich ebenfalls darum kümmern«, erwiderte Hieron, ehe sie ihre Bitte an ihn ausgesprochen hatte.

Die beiden fassten den immer noch störrischen Esel erneut am Halfter. Mittlerweile waren Cassius und seine Reiter vor der Freitreppe angelangt. Der Prokurator sprang vom Pferd und warf die Zügel einem seiner Sklaven zu. In dem Arkadengang am oberen Ende der Treppe erschien nun Claudius, ein durchschnittlich großer, muskulöser Mann Mitte zwanzig, dessen überraschend feinknochige und ebemäßige Gesichtszüge auf eine etruskische Abstammung hindeuteten. Er verströmte die gelassene Selbstsicherheit des Abkömmlings einer uralten Patrizierfamilie.

Cassius hatte die unterste Stufe der Treppe fast erreicht, als plötzlich ein Raubvogel auf einen Schwarm Meisen niederstieß, die über dem Vorplatz des Gebäudes herumflatterten. Die Singvögel stoben auseinander. Der Räuber, es war ein Habicht, wie Arria jetzt erkannte, beschrieb eine elegante Wendung in der Luft. Sein Schatten streifte den Hengst. Mit einem Mal ging alles sehr schnell. Das Pferd wieherte schrill auf und stieg hoch. Der Sklave, der den Hengst am Zügel hielt, wurde emporgerissen. Ein Huf traf seine Schulter. Während der Mann mit einem Schmerzensschrei zu Boden stürzte, entglitt der Liederriemen seiner Hand. Der Hengst tat einen Satz zur Seite.

Der Prokurator war nach dem ersten schrillen Wiehern herumgefahren. Er sprang vor und bekam die Zügel zu fassen. Seine Augen wurden schmal. Mit einem brutalen Griff riss er den Kopf des Hengstes nach unten und brachte das Tier zum Stehen. Während das Pferd noch voller Angst schnaubte und mit den Augen rollte, versetzte der Prokurator ihm einige derbe Hiebe mit der Reitpeitsche. Danach übergab er die Zügel einem der Bewaffneten.

Cassius näherte sich wieder der Treppe und Arria glaubte,

er würde nun dem Hausherrn entgegengehen. Doch stattdessen trat er auf den Sklaven zu, der sich am Fuß der Stufen bemühte, auf die Beine zu kommen. Der Prokurator drehte die Peitsche um und prügelte mit dem Stiel auf den Mann ein, der wieder zu Boden sank, sich krümmte und versuchte, seinen Kopf mit den Unterarmen zu schützen.

Arria nahm wahr, dass aus einer Wunde auf der Stirn des Sklaven Blut schoss. Nonia war aus einem Gebüsch auf der anderen Seite des Weges hervorgetreten und schaute mit weit aufgerissenen Augen zu Cassius und dem unglücklichen Sklaven. Von einer Feige, die das Kind in der Hand hielt, tropfte roter Saft auf die Erde. Neben sich hörte Arria Hieron angespannt atmen.

Claudius war inzwischen die Stufen hinabgestiegen. In seiner Miene war Missbilligung zu lesen. Cassius warf die Peitsche zu Boden, winkte zwei der Bewaffneten heran und wies auf den wimmernden Sklaven. »Bringt ihn weg!«

Einen Moment lang blickte der Prokurator mit zusammengekniffenen Augen über den Vorplatz, dann wandte er sich Claudius zu. Die beiden Bewaffneten packten den Sklaven unter den Achseln und zerrten ihn fort. Nonia schlüpfte wieder in das Gebüsch und erst jetzt bemerkte Arria, dass sie ihre Hände zu Fäusten geballt und sich die Nägel ihrer Finger schmerzhaft in ihre Haut gebohrt hatten.

»Was für ein Schwein!« Ihre Stimme klang belegt.

✱

Langsam schlenderte Valerian im Peristyl der Villa an einer Gruppe kunstvoll zu Kugeln, Pyramiden und Kegeln beschnittener Hecken vorbei. Der Himmel, der sich über dem

Gebäude wölbte, war dunstig und die Mittagshitze drückend. Nur der schmale Wasserlauf, der den Innenhof umfloss, sorgte für ein wenig Kühlung.

Valerian folgte einem mit Platten ausgelegten Weg bis zu einer Ecke des Gevierts, wo ein steinerner Delfin sein Wasser in ein Becken verspritzte und ein Feigenbaum Schatten spendete. Auf einer Steinbank ließ sich der Römer nieder. Er fühlte sich elend, verachtete sich wegen seines Selbstmitleids und verwünschte sich, dass er Claudius' Einladung gefolgt war. An dem Gastmahl teilzunehmen und einige Tage auf dem Anwesen des Freundes zu verbringen, war ihm als unverdächtige Möglichkeit erschienen, Marcia wiederzusehen. Denn sie war mit Octavia, Claudius' Gattin, befreundet.

Aber in dem Brief, den er an diesem Morgen erhalten hatte, hatte ihm Marcia mitgeteilt, dass sie nicht kommen könne. Domitian habe ihren Mann Aemilian für ein weiteres Jahr mit dem Befehl über die XX Valeria Victrix von Castra Devana betraut, weshalb ihre Rückkehr nach Rom aufgeschoben und ein Grund für eine Reise durch die Germania Superior nicht mehr gegeben sei. Außerdem hatte sie ihm geschrieben, es sei besser für sie beide, wenn sie sich nicht mehr sehen würden. Von Anfang an hatte Valerian gewusst, dass es Wahnsinn war, eine Beziehung zu der Frau eines Legaten zu unterhalten, und dies gleichzeitig nicht wahrhaben wollen.

Von einem der Wege her, die das Peristyl durchzogen, waren jetzt Männerstimmen zu hören. Die seines Gastgeber und zwei andere, die Valerian nicht kannte. Er hoffte, dass die Männer ihn nicht bemerkten, denn ihm war alles andere als nach Gesellschaft zumute. Doch die Stimmen kamen näher. Kurz darauf trat Claudius hinter einem Strauch her-

vor, dessen Blätter sich schon bunt verfärbten, und entdeckte den Freund. Während Valerian eine Verwünschung hinunterschluckte und sich erhob, lächelte der Hausherr ihm wohlwollend zu und wandte sich an seine beiden Begleiter. Der eine war ein großer, knochiger Mann um die vierzig, dessen eckiges Antlitz mit dem schmalen Mund kühl und distanziert wirkte. Er besaß die gebieterische Ausstrahlung eines hohen Beamten. Der andere hatte ein bärtiges, fleischiges Gesicht, das Rücksichtslosigkeit, ja Brutalität verriet.

»Publius und Cassius, darf ich euch Valerian vorstellen? Sein Vater und mein Vater waren befreundet und nun sind wir es.«

Der knochige Mann nickte ihm zu, während der andere ihn abschätzig musterte.

»Valerian – Publius, der Statthalter von Obergermanien. Und Cassius, der Prokurator der beiden germanischen Provinzen sowie der Belgica.«

»Statthalter ... Prokurator ...« Er verbeugte sich.

»Valerians Vater Severus hat meinem Vater das Leben gerettet.« Freundschaftlich legte Claudius Valerian die Hand auf die linke Schulter.

»Tatsächlich?«, meinte Publius höflich. »Ist es während seiner Zeit in der Legion geschehen oder bei einer anderen Gelegenheit?«

»Während der ersten Monate seines Militärdienstes als Tribunus Laticlavus. Es war die Zeit der Partherkriege, im sechsten Regierungsjahr Neros. Mein Vater meinte später, er habe sich so dumm verhalten, dass es ihm eigentlich recht geschehen wäre, von den Parthern umgebracht zu werden.« Claudius lachte trocken auf. »Mein Vater wagte sich viel zu weit vor und wurde von seiner Truppe abgeschnitten. Einige

parthische Krieger fielen über ihn her und verwundeten ihn schwer. Ihm wurde das Schwert aus der Hand geschlagen und er glaubte, jeden Moment an das Ufer des Styx zu treten. Doch Severus hat ihn herausgehauen und ihn wieder in unsere Reihen zurückgebracht.«

»Dieser Severus scheint ein mutiger Mann gewesen zu sein. Ein einfacher Soldat oder ein Offizier?«

»Ein Zenturio. Zuletzt im Rang eines Primus Ordines. Er starb vor zehn Jahren in Dakien, im Krieg gegen König Decabalus.«

»Wirklich sehr schade ...« Die Stimme des Statthalters klang zuvorkommend und interessiert. »Du bist deinem Vater gefolgt und dienst auch als Zenturio in der Legion?«, wandte er sich an Valerian, der schweigend zugehört hatte.

»Nicht mehr.«

Publius hob fragend die Augenbrauen.

»Valerian wurde in Britannien verwundet und musste deshalb die Armee verlassen«, griff Claudius erläuternd ein.

Die Miene des Statthalters spiegelte höfliches Bedauern, während der Blick des Prokurators prüfend über den jungen Mann glitt und schließlich an dessen rechten Arm hängen blieb. Valerian hatte die höchst unangenehme Empfindung, dass der Stoff seiner Tunika beiseite geschoben und die tiefen, roten Narben, die seinen rechten Oberarm und Brustkorb überzogen, offen gelegt werden würden.

»Das tut mir sehr leid.« Publius nickte Valerian zu. »Die Armee sollte keinen fähigen und verdienten Offizier vor Ablauf seiner Dienstzeit verlieren.«

»Jeder ist ersetzbar«, entgegnete Valerian knapp und abwehrend. Einen Moment lang herrschte ein verlegenes Schweigen.

»Valerian ...« Ein Mann Mitte dreißig, dessen dichtes Haar im Sonnenlicht blauschwarz schimmerte, war zu der Gruppe getreten. Der Neuankömmling hatte ein fülliges Gesicht mit mandelförmigen Augen, einen kräftigen Körper und große Hände, die dennoch sehr feingliedrig waren.

»Glaukos!«, rief Valerian überrascht aus. Er und der griechische Arzt hatten sich vor acht Jahren, im Haus von Claudius' Familie in Rom, kennengelernt. Schon nach kurzer Zeit hatten sie sich angefreundet. Valerian hatte dort einige Wochen zugebracht, ehe er seinen Dienst bei der Armee angetreten hatte. Sie hatten häufig zusammen im Gymnasium trainiert und interessierten sich beide für Literatur und Philosophie. »Was verschlägt dich nach Germanien?«

»Der Kerl da.« Glaukos zwinkerte Claudius zu. »Er hat mich unter verschiedenen falschen Versprechungen in diese barbarische Gegend gelockt, damit ich den Legionsärzten ein paar Grundkenntnisse der Medizin beibringe ...«

»Oh, mein Lieber, du hast die heißen Quellen von Aquae Mattiacorum und die Jagdausflüge in den nahe gelegenen Bergen sehr wohl genossen.« Claudius lachte. »Publius und Cassius, lassen wir die beiden allein. Octavia erwartet uns schon.«

Glaukos ließ sich auf die Steinbank fallen, fasste Valerian am Arm und zog ihn neben sich. »Die Jagd war tatsächlich nicht schlecht. Aber die heißen Quellen von Aquae Mattiacorum sind sehr bescheiden. Eine langweilige Provinzstadt mit Lazarett. Kein Vergleich zu luxuriösen Bädern wie Aquae Sulis oder Baiae.«

In Aquae Sulis hatte Valerian Marcia kennengelernt. Einige Monate nachdem er verwundet worden war. Er glaubte, das leicht schwefelhaltige Wasser der marmorgefassten Quelle

riechen zu können, an der sie sich das erste Mal begegnet waren, und ihre helle, ein wenig spöttische Stimme zu hören.

»Es ist schön, dich zu treffen«, riss ihn Glaukos aus seinen Gedanken.

»Ja, ich freue mich auch.«

»Tatsächlich?« Der Freund musterte ihn mit leichtem Spott. »Auf mich wirkst du eher, als würdest du mich in den hintersten Winkel der entferntesten Provinz wünschen.«

»Glaukos, ich ...«

»Ich weiß, Claudius hat mir erzählt, was geschehen ist.« Der Grieche hob abwehrend die Hände. »Du musst mir nichts erklären. Ich kann verstehen, dass du dich am liebsten verkriechen würdest, um deine Wunden zu lecken.« Er schwieg einen Moment, ehe er sanft fragte: »Ist es sehr schlimm?«

»Ich habe keine Schmerzen mehr ...«

»Du weißt genau, dass ich das nicht meine!«

Valerian starrte in das Brunnenbecken. Dort, wo der dünne Strahl aus dem Maul des Delfins auf das Wasser traf, entstanden kleine Wellen, die sich fortsetzten, gegen den steinernen Rand des Beckens schlugen und wieder neue Wellen verursachten. Wie sollte er Glaukos vermitteln, was in ihm vorging? Dass der Dienst bei der Armee sein Leben gewesen war und er sich keine andere Beschäftigung und keinen anderen Gelderwerb vorstellen konnte? Dass er sich seit seiner Verletzung hilflos fühlte wie ein Kind und es ihn wahnsinnig machte, dass ihm sein Körper nicht mehr gehorchte? Jeder einzelne Griff, jede noch so einfache Verrichtung ihn vor nie geahnte Schwierigkeiten stellte? Und er sich außerdem wegen der Mutlosigkeit, die ihn in großen Schüben überfiel, selbst verachtete?

»Was hältst du übrigens von dem Prokurator?«

Dankbar registrierte Valerian, dass Glaukos das Thema wechselte. »Niemand, in dessen Gesellschaft ich freiwillig viel Zeit verbringen möchte. Ein machtgieriger Emporkömmling, schätze ich.«

»Ja, in der Tat ein reizender Mensch. Kurz nach seiner Ankunft hat er einen Sklaven bewusstlos geprügelt. Claudius bat mich, nach dem Mann zu sehen. Aber eine Köchin aus seinem Haushalt hatte die Wunden bereits versorgt, und zwar sehr gut.«

Ob es sich dabei um die Frau handelte, mit der er in Streit geraten war? Valerian wusste, dass er sich dem Kind gegenüber nicht richtig verhalten und an ihm seine Enttäuschung darüber ausgelassen hatte, dass er Marcia nicht sehen würde. Trotzdem fand er das Benehmen der Köchin vorlaut und unverschämt.

»Claudius hat übrigens noch einen anderen Freund von dir eingeladen. Er heißt Rutilius und soll Zenturio bei der Gemina in Mogontiacum sein.«

»Wie bitte?« Valerian glaubte, sich verhört zu haben.

»Du hast mich schon richtig verstanden. Du kennst diesen Rutilius von der Armee?«

»Ja, wir sind am selben Tag in Eboracum in die Legion eingetreten. Haben die Grundausbildung zusammen absolviert und Seite an Seite gegen die Briganten gekämpft. Später hat sich Rutilius wegen einer Frau an den Rhenus versetzen lassen und ich wurde Kommandeur eines Kastells in Caledonien.« Valerian schüttelte halb ärgerlich, halb belustigt den Kopf. »Claudius scheint zu meinen, er müsse mich aufmuntern.«

»Wenn du mich fragst, hat er damit nicht unrecht.« Glau-

kos sprang auf die Füße. »Lass uns diesen Rutilius suchen. Ich würde ihn gern kennenlernen.«

Er hätte nicht zu Claudius' Fest kommen sollen ... Das Stimmengewirr, das Lachen und die Musik ringsum wurden Valerian zu viel und er hatte das Gefühl, in der von Essensdünsten und Lampenrauch geschwängerten Luft nicht richtig atmen zu können. Zudem war er gezwungen, auf der Trikline, die er sich mit Rutilius und Glaukos teilte, zu sitzen, denn er konnte sich nicht wie die anderen mit dem linken Arm auf dem Polster abstützen und mit dem rechten essen. Es erschien ihm, als ob ihn immer wieder verstohlene Blicke streiften, und er kam sich wie ausgezogen vor.

Mit halber Aufmerksamkeit lauschte Valerian der Unterhaltung, die Glaukos und Rutilius über die Feinheiten des Boxens führten, und nahm sich eine Muschel aus einer versilberten Schüssel. Doch als er das Schalentier zum Mund führen wollte, entglitt es seinen Fingern und fiel auf den Mosaikboden. Etwas von der Soße spritzte auf den Fuß eines Mannes, der an der Trikline vorbeiging. Als Valerian beschämt aufblickte, sah er, dass der Mann die Toga eines Tribunus Angusticlavius trug und ein hochmütiges, gut aussehendes Gesicht mit einer vorstehenden Unterlippe hatte. Seine beiden Begleiter waren ebenfalls Tribuni Angusticlavii. Valerian murmelte eine Entschuldigung.

Der Mann mit der vorstehenden Unterlippe betrachtete ihn spöttisch, ehe er sich an seine Begleiter wandte und so leise sagte, dass es außer ihnen und Valerian niemand hören konnte: »Ich wusste ja immer, dass der gute Claudius ein wenig exzentrisch ist. Aber dass er nun auch noch Krüppel zu seinem Gastmahl einlädt ...«

Die beiden anderen grinnten. Gemeinsam schlenderten sie weiter.

»Wer war das?«, zwang Valerian sich, Rutilius ruhig zu fragen.

»Der Kerl, der wirkt, als sei er zu vornehm, um mit normalen Sterblichen zu verkehren?« Rutilius verzog angewidert sein Gesicht. »Mauritius, ein aufgeblasener Laffe. Führt sich auf, als ob seine Familie von den Königen selbst abstamme. Dabei sind sie nur plebejischer Adel und außerdem, wenn man den Gerüchten glauben darf, fast bankrott. Die beiden anderen, Flavius und Petronius, sind ebenfalls eingebil-dete Wichtig-tuer. Glücklicherweise habe ich mit allen dreien nicht allzu viel zu tun.«

Valerian nahm sich eine andere Muschel, wobei er krampfhaft darauf achtete, dass sie ihm nicht aus der Hand glitt. Er hoffte inständig, dass das Gastmahl bald sein Ende fand.

✱

Der Mann beugte sich vor und tauchte seinen Löffel in eine versilberte Schale, die mit einem Fischragout gefüllt war. Während er das zarte Fleisch kaute und die Aromen von Pfeffer, Wein und einer Spur Honig seine Geschmacksnerven erfreuten, ließ er seinen Blick durch den Saal auf der Südseite der Villa schweifen.

Die Führungsschicht – er verlieh dem Wort in Gedanken einen spöttischen Klang – der Germania Superior war in dem großen Raum mit der halbrunden Apsis versammelt. Lachen und Reden, untermalt von Lauten- und Harfenklängen, füllten die warme Luft. Die Menschen lagerten auf Triklinen, die mit samtene-n und seide-nen Kissen bestückt

waren, aßen erlesene Speisen von luxuriösem Geschirr und ließen sich teure Weine schmecken – und waren völlig ahnungslos, dass in ihrer vertrauten Welt, in der sie es sich so bequem eingerichtet hatten, bald das Unterste zuoberst gekehrt werden würde.

Der Blick des Mannes blieb an Cassius hängen, der auf einer Trikline in der Nähe des marmornen Brunnens seinen Platz hatte und eben einen tiefen Schluck aus einem vergoldeten Weinkelch nahm. Nun, der Prokurator war ganz und gar nicht ahnungslos ...

Ein leises, zischelndes Geräusch ließ den Mann aufschauen. Ein Nachtfalter war der Flamme einer Kerze, die auf dem Tisch vor der Trikline stand, zu nahe gekommen und stürzte mit versengten Flügeln zu Boden. Der Mann nahm sich noch etwas von dem Fischgericht. Cassius würde es bald wie dem Falter ergehen.

✧